

# Das unsichtbar Offensichtliche ... eine Begegnung

Welchen Lebensraum wünschen sich wohnungslose Frauen?  
Ein Versuch, sich ihnen anzunähern, ohne sie auf Hilflosigkeit  
zu reduzieren.

Text: Patricia Fontannaz, aufsuchende Sozialarbeiterin, sowie  
Karine Clerc, Dozentin an der Hochschule für Soziale Arbeit HES-SO Lausanne und Gemeinderätin

Unser Treffpunkt ist die Unscheinbarkeit: ein Platz wie jeder andere, der keinen Aufschluss gibt über seine Besucher\*innen und unter dem Schutzmantel der Anonymität zum gemütlichen Verweilen einlädt. Mal ist es eine Parkbank, mal ein Café, ein andermal ein Einkaufszentrum oder ein Platz am Stadtrand. Begegnungen mit der Flüchtigkeit: Frauen, die für einen Wimpernschlag an einer Strassenecke auftauchen, ein Blick, zwei Augenpaare, die sich kreuzen, ein Moment – vorbei.

Aber nicht nur auf der Strasse sind sie schwierig ausfindig zu machen, auch in den Notschlafstellen scheint man sie lediglich vereinzelt anzutreffen. Zufluchtsorte für Frauen; aber keine geht hin? Das stellt das angebotene Unterstützungssystem per se infrage und damit auch den sozialpolitischen Diskurs, der dieses befürwortet und dadurch die Problematik teilweise zusätzlich verstärkt. Denn durch das Bekämpfen der Hilflosigkeit wird sie paradoxerweise noch mehr für alle sichtbar ins Zentrum gesetzt. Wenn man sich dies vor Augen führt und bedenkt, dass diese Frauen vielleicht weniger «im Verborgenen bleiben», sondern schlichtweg nicht auf eine Art Bedürftigkeit reduziert werden wollen, fängt man an, einen ersten entscheidenden Schritt auf sie zuzugehen. Und genau das wollen wir, gemeinsam *mit* ihnen und nicht nur *für* sie einen Lebensraum schaffen.

Wie aber sollte ein solcher Lebensraum aussehen? Zusammen mit verschiedenen Frauen, die jahrelang auf der Strasse gelebt haben, setzen wir uns an einen Tisch, auf eine Parkbank oder in ein Café ... und suchen das Gespräch. Wir suchen ihren Blick und eine gewisse Verbundenheit. Wir wollen ihnen einen Unterschlupf bieten und meinen, in ihrem Gesicht die Frage zu lesen: Unterschlupf – vor was? Es ist nicht einfach, sie von unserer guten Absicht zu überzeugen; manch eine bleibt zögerlich, misstrauisch gar; lauern, ob sich hinter unserem Interesse eine Wertung versteckt, die sie wieder auf ihre Verletzlichkeit reduzieren und mit Scham behaften könnte. Ist es eine selbst gewählte Unsichtbarkeit, hinter der sich diese Frauen verstecken, um der sozialen Stigmatisierung zu entgehen? Ein Tarnmantel, mit dem sie, für die Welt unsichtbar, gleichsam auch vor ihrem unmenschlichen Verdikt geschützt sind? Eine gewagte Überlegung, die wir in Form einer Frage an die wohnungslosen Frauen richten, mit der Bereitschaft, unsere gewohnten Glaubenssätze neu zu überdenken.

Eine Frage, die, in den Raum geworfen, nicht immer eine

Antwort findet; sie bleiben mitunter schweigsam oder igeln sich ein. Auffällig dabei ist, wie die Frauen den Plätzen, die ihnen vor Missbrauch oder sozialem Ausschluss scheinbar Zuflucht bieten, fast schon kriegerisch gegenüberstehen. Räumlich wie gedanklich bäumen sie sich gegen Strukturen auf, die sie auf eine Form von Verzweigung und Hilflosigkeit reduzieren.

«Die Gesellschaft da draussen sieht mich als Drogenabhängige. Das heisst, für sie existiere ich nicht. Die Leute gehen an mir vorbei. Man glaubt uns nicht; hält uns eh für Lügnerinnen. Ich werde nicht gehört und habe oft den Eindruck, dass man mich nicht für voll nimmt. Für die meisten Menschen lebe ich in einer anderen Realität. Dabei ist es genau das, was ich möchte; einen Platz in dieser, ihrer Welt haben – ich will nicht mehr, nur das.»

Die obdachlosen Frauen stellen uns auf die Probe ... es ist wie ein Versteckspiel mit uns als einzigen Spielerinnen. Selten treffen wir sie dort an, wo wir sie erwarten. Sie sind wie der Wind, der sich dreht, oder wie Sanddünen, die sich mit ihm mitbewegen: ohne feste Bindung an Ort und Zeit. Vertrauen wird im Hier und Jetzt aufgebaut, vorausgesetzt, die Frauen fühlen sich in Sicherheit. Damit wir für sie einen steten Lebensraum schaffen können, bedarf es dieser Art Einvernehmens, das sich behutsam aufbaut, indem wir uns und ihnen die notwendige Zeit geben, sich uns gegenüber zu öffnen. «Die Beziehungen zu meinem Umfeld? Hmm ..., da gibt es gute und schlechte. So wie bei allem. Bei meinem Beistand etwa habe ich den Eindruck, gegen eine Wand zu reden. Nein, stimmt nicht, schlimmer. Eine Wand, die würde wenigstens keinen Mist erzählen.»

All diese Frauen ohne Obdach, die sich fernab von Notunterkünften und Hilfsangeboten durchschlagen, erteilen uns eine Lektion in Sachen Bescheidenheit. Auch wenn es letztlich wohl nicht immer Genügsamkeit oder Scham, sondern vielmehr eine Art Aufbäumen gegen alle Schutzeinrichtungen ist, die die wohnungslosen Frauen davon abhält, soziale Hilfe anzunehmen. «Es gleicht einer wütenden Demonstration des freien Willens, dieses *Nein* zu allen Unterstützungsmassnahmen.»<sup>1</sup>

Wie eine wahrgewordene Allegorie der Obdachlosigkeit sehen wir von Weitem diese junge Frau, die ihren Rucksack mit den wenigen Habseligkeiten geschultert hat, als wäre es



ihr letzter Rettungsanker in diesem Leben. Oder eine andere, die seit Jahren in ihrem Bus wohnt und Nacht für Nacht aufs Neue nach einem Ort sucht, wo sie ihr Gefährt unbehelligt abstellen kann. Sie wollen ohne Fesseln sein. Sie kommen und gehen, sind immer auf Achse, ständig auf der Lauer vor Einengung, Bedrohung und Unterdrückung. Sich irgendwo niederzulassen und innezuhalten, scheint für diese Frauen nahezu undenkbar. Stattdessen weichen sie unentwegt aus, um keine weiteren abschätzigen Blicke oder Kommentare zu ernten. Um kein weiteres Mal Hilfe angeboten zu bekommen und damit gleichsam zu Hilflosen abgestempelt, in die Opferrolle gedrängt und zur Handlungsunfähigkeit verdammt zu werden. Und doch scheint es mühselig, diese Ausweichmanöver auf die Dauer vollführen zu müssen.

«Wenn du auf der Strasse lebst, so hast du keinen Platz, der einfach dir gehört. Und es gibt Dinge, die man dir nicht sagt. Es ist wie eine Flucht nach vorn; man hat nie Zeit, sich auszuruhen.»

Was für einer Einrichtung es denn bedürfte, damit sie sich ausruhen und heimisch fühlen könnten? Die Antwort scheint simpel. «Eines Ortes, wo ich atmen kann. Wir sind wie Gefangene in unseren Leben, eingesperrt in unseren Konflikten und Problemen, wir kommen da nicht raus. Es bräuchte Werkräume zum Basteln oder einfach einen Platz, um kreativ tätig zu sein. Das mag jetzt vielleicht dumm klingen, aber eine Waschmaschine. Kleidung. Alles, was es braucht, um gepflegt auszusehen. Gemeinschaftsräume, wo Wissen und Erfahrungen ausgetauscht werden können. Ich bin Coiffeuse, ich habe einen Beruf. Ich könnte nützlich sein. Wir brauchen einen Ort, wo wir uns nützlich fühlen können.»

Die bestehenden Strukturen schaffen ein Klima der Dringlichkeit und tragen dadurch ungewollt zur Stigmatisierung

und dem gesellschaftlichen Ausschluss ihrer Bewohner\*innen bei. Wie es der Name schon sagt, sind es Notfall-Unterkünfte, -Betten, -Herbergen, Notfall irgendwas. Damit bleibt es eine Zwischenlösung, die es den Frauen unmöglich macht, langfristig ihr Leben auf der Strasse hinter sich zu lassen. Die wohnungslosen Frauen wünschen sich ihre eigenen vier Wände, wo sie schalten und walten können, wie sie wollen. «Was ich als Erstes gemacht habe, als ich eine eigene Wohnung hatte? Ich habe die Zimmer dekoriert. Ich habe sie mir heimelig eingerichtet.» Diese Frauen brauchen keinen Unterschlupf. Sie brauchen eine langfristig gesicherte Wohnungssituation, die es ihnen ermöglicht, von der Strasse wegzukommen, diesem Moloch, der sie brandmarkt und versteckt zugleich.

Ein eigenes Zuhause zu haben, das heisst, integriert zu sein. Einen Fixpunkt zu haben, der Orientierung bieten kann – einen Angelpunkt, um abends dorthin zurückkehren und von wo aus Zukunftspläne für das Morgen geschmiedet werden können. Wenn eine der wohnungslosen Frauen auf uns zukommt und unsere Beratung und Begleitung sucht, lässt sie damit ihr Schutzschild ein paar Zentimeter fallen. Dann ist es an uns, eine Brücke zu schlagen, damit der Person der Absprung von der Strasse gelingt. Es ist unsere Aufgabe, einen Rahmen zu schaffen, in dem sich die Frau nicht gleich in die Enge getrieben fühlt und wieder auf Abwehrhaltung geht. Wir wollen «der Person gegenüber nicht nur helfen zu überleben, sondern auf-zuleben, sich ein-zuleben, ihren Platz zu finden und Erinnerungen zu schaffen, kurzum: heimisch zu werden.»<sup>2</sup> •

---

#### Fussnoten

1 Quesemund Zucca, S. (2007). Je vous salis ma rue. Stock, S.91.

2 Quesemund Zucca, S. (2007). Je vous salis ma rue. Stock, S.135.